

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 74.

Montag, den 29. Dezember.

1924.

(13. Fortsetzung.)

### Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernbard.

(Nachdruck verboten.)

#### VII.

Was alles kann in sieben Jahren geschehen? An manchem Menschenleben, dessen Höhe überschritten ist, gehen sie fast spurlos vorüber — der Tag kommt zum Abend, man erwartet nichts Besonderes mehr, man ist dankbar, wenn nichts Trauriges geschieht. Liebe Verwandte und Freunde gehen dahin, oft frühzeitig — man weint ihnen manche Tränen nach, denkt an den eigenen Tod, will Vorkehrungen treffen für diesen Fall — vergift es wieder. Das Leben geht seinen Gang, der Kleinkram des Daseins tritt mehr in den Vordergrund, nimmt eine viel breitere Stelle ein als früher. Rasch, rasch fliehen die Tage — will man sie zusammenrechnen, so staunt man über die hohe Summe, die herauskommt. Man freut sich, noch tätig sein zu können, ist sehr geneigt, diese Tätigkeit zu hoch zu bewerten — gern, sehr gern blickt man in die Vergangenheit zurück, findet vieles schön, was durchaus nicht schön war, vergleicht die Menschen von heute mit den Menschen von dazumal und kommt zu dem Resultat, daß früher doch alles viel besser gewesen sei. Langsam, langsam beginnt der Lebensring sich zu schließen.

Nun aber die Jugend, die gesegnete, dreimal gesegnete Jugend! Die stürmt voran und wünscht den Jahren Flügel und hat keine Zeit und kann nicht warten und nicht sinnen, will ans Ziel, ans Ziel um jeden Preis! Belächelt mitleidig die alte Zeit, die solche Ziele nicht gefasst hat, begnügt sich auch keineswegs mit dem Können allein, sondern gießt die ganze Schale ähender, mehr oder minder geistreichen Spotts über das „Einstmals“ aus. Waren das öde, schläfrige Zeiten! War das ein phliströses, hausbadenes Geschlecht! Der Jopf, der hing ihm hinten! Und wie! Das Wort „Du darfst nicht!“ und „Du sollst nicht!“ kennt man einfach nicht mehr. Jetzt heißt es: Ich sehe mich durch — ich will mein Recht, meine Ellbogenfreiheit, meinen Platz an der Sonne! Steh' auf, damit ich mich sehe! Tritt' beiseite, auf daß ich deinen Platz bekomme! Was Pietät — was Rücksicht! Wer die noch üben will, der wird ausgelacht und kommt unter die Füße.

Sie klingt grausam, diese Parole der Jugend — aber doch! Ganz darf man sie nicht verdammen. Es ist ein gewaltiger Wettkampf in unseren Tagen — Zaubern und Erwägen gilt nicht. Vorwärts — vorwärts — nicht sich umsehen, nicht bedauern, nicht ändern lassen wollen! Erce ego! ist das Lösungswort.

Und in den sieben Jahren, die seit Lydia Ewerts' Schicksalsstunde vergangen sind, ist die Jugend, von der hier die Rede ist, um ein tüchtiges Stück weiter gekommen. Die älteren, gereiften Menschen sind scheinbar stehen geblieben, aber auch eben nur scheinbar. Sie haben ihren Platz nicht ausgewechselt, sie haben kein eigenes großes Schicksal mehr erlebt, aber wie ein stehendes Sumpfwasser ist ihr Dasein darum doch nicht. Der Kreis ihrer Pflichten und Aufgaben hat sich erweitert, es ist ihnen noch länger nicht beschieden, zurückzutreten und von einem behaglichen Altersstuhle das Leben anzuschauen; die ihnen anvertraute Jugend zieht sie mit

hinein in ihre Kämpfe, Aufregungen und Taten, und der Bedruf der Zeit ist auch nicht ungehört an ihnen vorübergebraust. Mit wehen Sinnen heißt es um sich schauen — ergreifen — verwerfen — handeln.

Frau Olga Burtardt hat gemeinnützige Einrichtungen geschaffen, ein Siechenhaus in Wittenberge errichtet, eine Gemeindegewerke angestellt, die lauffähige Kirche von Grund auf umgebaut, mit schönen, bunten Fenstern und mit tiefstönigen Glocken versehen. Zinsen und Kapital sind beansprucht worden, aber sie hat alles in Einverständnis mit Peter, der längst seinen philosophischen Doktor gemacht hat, durchgeführt. Mutter und Sohn, sie haben beide denselben großzügigen Sinn, der sie treibt, nicht Halbes zu dulden, sondern das, was sie tun, ganz zu schaffen, sich selbst und kommenden Geschlechtern zur Genugtuung und Freude. Ihre beste Hilfe, „Minister des Innern“, wie sie sagt, ist bei all diesem Tun Frau Klärchen Förster, die dunkel- und funkeläugige Pfarrfrau, kaum gealtert in diesen sieben Jahren — unermüdlich tätig — empört, wenn man sie ermahnt, sich zu schonen. „Ich mich schonen? Noch schöner! Als ob ich schon eine würdige Greisin wäre! Mir ist oft so unternehmungslustig zu Sinne, als fange das eigentliche Leben jetzt erst für mich an!“

Vorzeitig hatte der Tod im Settegast'schen Hause angeklopft, hat den Herrn dieses Hauses in voller Lebenskraft weggerafft und die Familie in Bestürzung und Trauer versetzt. Der so plötzlich Dahingeraffene hat gut für die Seinen gesorgt, er hat dies aber noch weit ausgiebiger im Sinne gehabt — sie sollten reiche Leute werden, während sie jetzt nur wohlhabend zu nennen sind. Immerhin ist das Vermögen der Frau unangetastet geblieben, können die Töchter als gute Partien angesehen werden. Frau Settegast ist nach Heidelberg übergesiedelt, woselbst Lisbeth, die älteste Tochter, schon zu Lebzeiten des Vaters Medizin zu studieren begonnen hatte. Sie fühlte sich wohl in der reizenden Neckarstadt, hatte gute Verbindungen unter ihren Studiengenossen und gründete sich mit Mutter und Schwester eine schöne, behagliche Häuslichkeit, in der ihre männlichen und weiblichen Kollegen zwanglos verkehrten. Frida, die jüngere Schwester, war nur widerwillig mitgegangen — sie behauptete, unmittelbar vor ihrer Verlobung zu stehen und dem betreffenden jungen Mann durch den Fortzug aus ihrer Vaterstadt den Weg zu ihr abzuschneiden. Vergebens stellten die Mutter und Lisbeth ihr vor, daß ein wirkliches starkes Interesse des Betreffenden unmöglich an ihrer Übersiedelung nach Heidelberg scheitern könne. Frida blieb bei ihrem Ausspruch. Sie war ein hübsches, gutgewachsenes Mädchen geworden, zeigte sich allen wissenschaftlichen oder künstlerischen Bestrebungen abhold, spielte mit Passion Golf und Tennis, wünschte sich glühend ein Reitpferd, aber ein edles Halbblut zum mindesten sollte es sein, und war tödlich gekränkt, als Frau Settegast diesem Wunsche nicht willfahrte. Wieviel kostete Lisbeths Studium — und sie sollte nicht einmal ein Reitpferd haben! Das Verhältnis der zwei Schwestern zueinander hatte sich unerfreulich entwickelt; Frida behauptete, Lisbeths medizinisches Studium sei

nichts als „Getue“, außerdem unappetitlich und abstoßend, denn sie rieche auf zwanzig Schritte Distanz nach Jodoform und verpöste die ganze Wohnung. Der weibliche Kandidat der Medizin hörte sich solche Reden gelassen und achselzuckend an, fand, Frida sei ein oberflächliches Amüfseweibchen, lediglich auf den Mann dressiert, und die betrubte Mutter stand zwischen beiden Töchtern geteilten Herzens und mit zwiespältigen Empfindungen. Ubrigens kam Frida in Heidelberg gut genug auf ihre Rechnung. Sie fand in einem Tennisklub, in den sie sich schleunigst hatte aufnehmen lassen, Gefinnungsgenossen genug, die gleich ihr die „öde Paulerei“ und „wissenschaftliche Aufmachung“ als höheren Blödsinn ablehnten und sich mit Eifer dem Sport als der einzig menschenwürdigen Beschäftigung hingaben. Natürlich waren auch Sportjünglinge dabei, zumeist Söhne reicher Kaufleute, denen das hübsche, gewandte Mädchen gut gefiel — so gab es denn Matches an allen Ecken und Enden, Tanzfeste mit Twistep und Tango, Reit-Quadrillen mit eigenen und gemieteten Pferden, Maskeraden und im Winter Skipartien im Schwarzwald. Frida Settegast sah brillant in ihrem schneeweißen Kostüm mit dem leuchtenden weißen Mützen auf ihrem dunklen Haar aus — sie verschwand oft, mitgenommenen Proviant und etwas Mäse im Rucksack, für ganze Tage und Nächte aus der mütterlichen Behausung, lehnte jeden Vorwurf, jedes Bedenken ab und behauptete, sie sei ebenfogut ein Kind ihrer Zeit wie Lisbeth, wenn auch in umgekehrter Richtung. Hin und wieder fiel eine geheimnisvolle Andeutung, jetzt werde sie sich bald verloben, bis dato war es noch nicht so weit gekommen und fragen durften Mutter und Schwester nicht, das nahm sie übel.

Lisbeth hatte die endgültige Trennung von ihrer alten Heimat schwer genug empfunden, sie würde oft große Sehnsucht gehabt haben, hätte ihre angestrengte Tätigkeit ihr dazu Zeit gelassen. Mit Feuereifer hatte sie sich in ihr Studium gestürzt, mit Feuereifer gab sie sich ihm weiter hin. An Tante Olga schrieb sie regelmäßig, sie hatte es ihr und sich selbst feierlich gelobt, nach vollendetem Examina als Belohnung nach Ostpreußen zu kommen und sich dort auszuruhen. Oft, nach anstrengenden Tagen, nach Studium bis in die Nacht hinein, hörte sie im Halbschlaf die brausende See gegen das Ufer branden, hörte sie den hellen Schrei der Möwe, sah sie das Sonnenlicht durch die Birken flimmern und atmete tief, tief die herbstfrische Meeresluft ein, die die Seele weitete und dem Körper ein unvergleichliches Wohlgefühl schuf. Eine Bitte hatte Lisbeth Settegast wieder und wieder an das Schicksal: Behüte mich vor der Liebe! Sie sah, wie strebsame Kolleginnen, vielversprechende Frauen oft völlig aus der Bahn geworfen wurden, wie sie der Wissenschaft und dem Studium verloren gingen — nicht etwa, um glückliche Frauen und Mütter zu werden, sondern meistens, um voll bitterer Enttäuschung am Leben zu zerbrechen. Und die junge, gesunde und tatkräftige Lisbeth lebte gern, sie arbeitete gern, sie freute sich darauf, körperliches Leiden zu lindern, sich den Menschen hilfreich zu erweisen. Gegen Liebe und Ehe an sich hatte sie nicht das mindeste einzuwenden — sie sollten nur nicht den Menschen am Beruf hindern und ihm ein krankhaftes, unbefriedigtes Seelenleben schaffen.

Vorwärts schreitet die Zeit — vorwärts schreitet das Schicksal — wer will sich unterfangen, diese mächtigen beiden aufzuhalten in ihrem unerbittlichen Lauf?

In Schwabing bei München, in einer der neu angelegten Straßen steht das „Haus der Mitmenschen“. Es trägt seinen Namen nicht an der Stirn, es ist unter seinem Namen in kein Register eingetragen — man weiß auch nicht, wer ihn dem Hause seinerzeit gegeben hat. Aber er ist da, man kennt und nennt ihn in Künstlerkreisen mit großer Selbstverständlichkeit, man spricht von dem Verein der „Mitmenschen“, von ihren Unternehmungen, ihren Mitgliedern — von den Gründern weiß man nichts Bestimmtes. Der eine nennt diesen, der andere jenen Namen. Tatsache ist, daß es Leute waren und sind, die sich bereits durchgesetzt haben, von denen man spricht, die alle Taschen voll Geld haben.

An irgend einem Jubiläumsabend, der alle diese reichen, flotten und freigebigen Leute vereinigt hatte, in froher Sektstimmung, als die Lust in hohen Bogen ging, hatte einer der Künstler — es hieß, es sei Eugen Jörster gewesen, aber genau wußte man das nicht — ausgerufen: „Mitmenschen, wir müssen ein Haus haben! Ein Haus für uns, wo wir ein- und ausgehen, wohnen und leben können, wenn wir gerade in München sind. Männlein und Weiblein durcheinander, aber nur unverheiratet, und Liebesgeschichten, wenigstens ernsthaft, sind ausgeschlossen.“

Fortsetzung folgt

## Theateraberglaube.

Das Wort Tellings in seinem „Nathan“: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten losrücken“, gilt von allen, die mit ihren besten Leistungen vom kleinsten Zufall abhängen, von den Theaterleuten ebenso wie von den Jägern. Sie haben gemeinsam, daß sie mit Aufwendung aller Energien einem bestimmten Ziele zustreben, daß sie durch Blödsinn, Unabgesehenes im letzten Moment behindert werden, daß sie daneben schießen, kurz, daß sie ganz dem Glücke in die Hand gegeben sind. Theaterleute und Jäger sind daher aber als lächerlich, immer geweten und werden es immer bleiben.

Der Aberglaube eröffnet schon den Tag und die Tagesarbeit. Man darf einem alten Weibe nicht begegnen, sonst ist es gefehlt. Zusammentreffen mit einem Kaufmannslehrer oder Schornsteinfeger ist dagegen sehr willkommen. Auf dem Weg ins Theater heißt der Schauspieler Häsel, Schrauben, besonders gerne Hufeisen auf um sie als Amulette in seiner Garderobe zu verwahren. Beißt man sich zur Probe oder zur Vorstellung, so darf man um Gottes willen nicht selbst zurückgehen etwas Vergessenes zu holen. Als der Regisseur eines großen Theaters das liegengebliebene Soufflierbuch selbst schnell bringen wollte, trat ihm der Direktor, der mit ihm bisher Freundschaft gehalten hatte, jäh in den Weg. Es mußte ein Dritter die Kommision besorgen. Mit dem Theateraberglauben hängt es zusammen, daß insbesondere die weiblichen Theatergarderoben Hufeisen, oft mit Bändern und Blumen verziert, dem Schornsteinfeger, Glöckschweinehen, Glückspilze, Vierblättrige in allen möglichen Nachbildungen oft in großer Zahl aufzeigen. Im Wiener Burattheater, wo die großen Damen sich des wenigstens offen zur Schau getragenen Aberglaubens schon schämen, gibt es eine kleine Schauspielerin, die in ihrer Garderobe Glöckschweinehen und Glücksschwalben in vielen Dukenden von Cremolaren sammelt.

Wie die Menschen der verschiedenen Gesellschaftsschichten so sind die berühmten und die laum bekannten Theaterleute abergläubisch. Der vielgefeierte Heinrich Anshütz, ein bühntüchtiger Lausitzer, der von 1821 bis 1864 dem Wiener Burattheater angehörte, hat, als er vor der Schicksalswahl stand, ob er die Berliner oder Wiener Hofbühne vorziehen solle, ein Medium befragt und sich seinem Spruche unterworfen. Dieses Medium war seine eigene Gattin Emilie, die mit ihm am Wiener Hofburattheater gewirkt hat und ein halbes Jahr nach ihm im Juni 1866 gestorben ist. Anshütz erzählt in seinen „Erinnerungen“: „Als sie das nächstemal in diesen totenähnlichen Schlaf verfallen war, stellte ich ihr die Frage, ob ihre Ahnungen sich für Norden oder Süden, für Berlin oder Wien, als Lebensziel ausgesprochen. Nach einer längeren Pause antwortete sie kaum hörbar: „Nach Süden, nach Wien!“ Ich beschloß, diesem Spruch zu folgen. Ich trat mit der Direktion des Wiener Hofburattheaters in Schlußverhandlung; ich forderte die erste Stellung und das kaiserliche Dekret mit der lebenslänglichen Anstellung als wirklicher k. k. Hofschauspieler.“

Sarah Bernhardt besaß sich nie auf die Bühne, weil sie nicht eine bestimmte goldene Kette mit verdrängten Anhängeln unter dem Kollum trug. Eleonora Dule trug bei jeder ihrer Rollen eine Schere und einige Karamellen bei sich, die ihr sicheres Glück bringen sollten.

Auch der so ganz moderne Molnar ist als Bühnenautor durch und durch abergläubisch. Er hält fest an die Rabbinenzahl sieben und seine Stücke haben im Original des Ungarischen durchwegs Überschriften, die aus sieben Buchstaben bestehen oder durch sieben teilbar sind. „Vilom“ machte eine Ausnahme, und richtig schlug die Budapest Premieriere ein. Molnar beeilte sich, das Unterlassene beim nächsten Stück gutzumachen. Sein Lustspiel sollte „Der gute Mensch oder Der Idiot“ heißen. Das ließ sich im Ungarischen nicht auf sieben Buchstaben zwingen. Er überschrieb daher das Stück „Herrenmode“, was im Ungarischen auf sieben Buchstaben ausgeht. Lange hielt Molnar an dem glückseligen Premierenstad fest, den er schon zur „Teufel“ Premieriert hatte.

Als Köhler in Hamburg seine „Seehunde“ herausbringen sollte, waren seine Wiener Freunde sehr gespannt, weil der Theateraberglaube will, daß ein Stück dieses Namens durchfallen muß. Das hat man schon erlebt, als unter der Direktion Schönerer in Wien ein Stück dieses Namens gegeben wurde. Es wurde verhöhnt und ausgepöffelt. Im zweiten Akt angefangen spielte das Publikum mit. Köhler hatte im zweiten Akt einen Gegenstand auf die Bühne vergebens zu legen. Das Publikum rief ihm zu: „Der Gegenstand liegt. Blasel sprach ins Publikum hinein.“ Was ja eh von der Prob' aus, aber i deris net finden. Das war der einzige Applaus des Abends. Sonst war immer Krakeel gemacht und geäczt. Im dritten Akt

he laut: „Schluß, Schluß!“ bis Blasel von der Szene aus bat: „Nur a paar Minuten haben's no Geduld, es is eh alei aus.“

Auch Paris ist vom Theateraberglauben nicht verschont. Als Direktor Samuel von der Varietés mit der Komödie des Alfred Capus „Das Glück“ (Schwein) riesiges Schwein hatte und insbesondere der dritte Akt einschlug, gab der Direktor fortan den dritten Akt aller neuen Stücke mit der Dekoration des dritten Aktes des erfolgreichen Capus'schen Dramas.

Das Theater soll bekanntlich ein Heiligtum sein. Die dem Umstand wurde Katharina Schratt, die so lange dem Wiener Hofe nahegestanden ist, dadurch gerecht, daß sie jedesmal beim Betreten der Bühne sich bekreuzigte. Viele Kolleginnen vor, viele nach ihr haben daselbe gemacht. So wird es ausdrücklich von der schwäbischen Nachtgast Anna Kerr berichtet, die im Jahre 1847 die erste „Martha“ in Wien war. Klara Carré, die Wiener Operettenbühne von heute, die von den Autoren zu den allerhöchsten Rollen auszuweisen ist, schlägt gleichfalls das Kreuz, wenn sie die Bretter betritt, die angeblich die Welt bedeuten.

Von den Großen des Wiener Hofburgtheaters pflegte Sonnenthal, bevor er auftrat, in seiner Garderobe das Bild seines lieben Bruders zu küssen, und Charlotte Wolter hielt die Photographie ihrer Mutter für einen untrüglichen Talisman.

Wie im internationalen Volksglauben überhaupt, so ist beim Theater die Angst vor dem Verfluchten und Besessenen bis in unsere aufgewachten Tage ein wichtiges Kapitel geblieben. Der Schauspieler kennt es eigentlich aus seinem Beruf, denn Wagner sagt ja zum Faust:

Berufe nicht die wohlbekannte Schar,  
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet.  
Dem Menschen tausendfältige Gefahr  
Von allen Enden her bereitet.

Auch aus dem „Ring des Nibelungen“ weiß man, daß man das Glück nicht provozieren soll. Darum um Himmels willen nie vor einer Premiere dem Autor, den Darstellern oder dem Direktor Glück gewünscht. Viel richtiger ist der Ruf: „Arm- und Beinbruch!“ (er ist auch im Wiener Burgtheater zu Hause). Gegen böse Einflüsse auf der Bühne hilft daselbe dreimalige Aussprechen, das die Mutter dem Kindchen gegenüber übt, damit es von den Folgewirkungen des „bösen Blickes“ verschont wird. Man spricht also dreimal auf den Vorhang, auf den Tisch, oder schlägt mehrere Male auf Holz und läßt dabei das Wortchen „unberufen“ hören. Englische Bühnenautoren lassen immer das letzte Wort ihrer Manuskripte aus und teilen es erst am Premierenabend dem Schauspieler mit, damit der böse Einfluß vermieden werde. Selbstverständlich ist so schon manches Malheur geschehen. Und wenn man ins Wiener Apollotheater kommt, so sieht man über der Bühne in einem Rahmen zwei in Öl gemalte Mädchenköpfe. Wenige wissen, daß dies die jetzt schon groß gewordenen Töchterchen eines Dr. Herz sind, der das Apollotheater finanzierte und am Tage vor der Eröffnung tragisch durch Selbstmord geendet hat. Man hat die Bilder nicht entfernt, auch ein Beitrag zum Aberglauben beim Theater.

So viel und vielerlei gehört zum Thema Theateraberglaube, daß man schon eine Art Konversationslexikon des Theateraberglaubens zusammenstellen könnte. Nachstehend eine kleine Auswahl von Schlagwörtern: Budliger. Auf dem Wege zur Vorstellung einer Budliger zu befragen, gilt als erfolglos. Karl Streitmann, der langjährige Freund und Spielgenosse Girardis, hat mir da ein nettes Erlebnis berichtet: Ein junges budliges Mädchen war für mich eine „Mascotte“ und kam vor und nach jeder Theatervorstellung beim Bühnentür auf mich zu mit Rollen, die sie mir beiseiten anbot, mit den Worten: „Darf auch ich Ihnen Blumen geben, nicht nur die anderen Mädchen?“ Sie war bildhübsch, bis auf den kleinen Höcker und kannte meine abergläubische Anhänglichkeit für solche Geschöpfe, die mir, wie ich mir einbildete, stets Glück zu allen Premieren bringen mußten. So kam es, daß einmal nach einer Erit-aufführung beim Bühnentür eine ganze Schar budliger Mädchen auf mich zuwies, mir Blumen überreichte und mich beglückwünschte. Ich war überglücklich und glückselig in meinem Aberglauben. Die erste aber war mir die Sympathischste geblieben, mit dem lachenden, herzigen Kindergehalt, und es stimmte mich fast traurig, wenn ich sie nicht sah, da ich Unglück fürchtete. Sie war trotz ihres körperlichen Fehlens ein liebes, herziges Wesen, mit dem ich unendlich gern plauderte, und es hätte nicht viel gefehlt, sich in ihre lachenden, bildhübschen Augen zu verlieren. Da eines Tages besuchte ich das Künstlerhaus und bemerkte meine kleine, herlige Mascotte in vornehmer Toilette, jedoch ohne Budel, mit ihrer Begeleiterin. Sie wird purpurrot, fast verlagert ihr das Wort im Munde und ehe ich mich vom Sessel erhole, entsetzte sie mit lachendem Munde: „Denken Sie ferner an Ihre Mascotte, die sie auch in der neuen Welt (Streitmann bereiste nach auf eine Amerikafahrt vor) nicht vergessen sollen. Adieu, mein lieber Zigeunerbaron!“

Kleider. Von Franz Molnars erfolgreichem Premierenstad war schon die Rede. Auch Schauspieler halten die Kleidungsstücke, mit denen sie auf der Bühne Glück hatten, für alle Folge für glückbringend. Das geht so weit, daß besonders abergläubische Künstler solche alte Kleider unter den Kostümen tragen. Auch ein alter Schuh wird für glückbringend angesehen. (Nebenbei: Schuhe dürfen in der

Garderobe nie auf den Tisch gestellt werden, was übrigens recht unappetitlich ist, auch zu Streit führen kann, der wieder alles gut macht, weil Streit im Theater Glück bedeutet.) In England wollen sich Schauspieler und Schauspielerinnen vom ersten Paar Schuhe, das sie beim Debut getragen haben, nicht trennen, und daher soll es auch kommen, daß mancher tadellos gekleidete Gentleman mit seiner Lady auf der Szene durch dürftige Schuhbekleidung auffällt. Herr Herz vom Pariser Gaité-Theater scheint anderer Meinung gewesen zu sein. Er zog nämlich zu jeder Theaterprobe ganz neue Schuhe an. Wie nun die Menschen verblieben sind, glaubte die Sängerin Alara Stöckl-Heinefetter von der alten Wiener Hofoper, nur dann in einem Theaterkostüm Erfolg zu finden, wenn sie kein Hemd darunter trug. In Wien gab es einen Theaterdirektor, der jeden Schauspieler, der mit dem Hut auf dem Kopf und den Spazierstock in der Hand die Bühne betrat, sofort anfuhr und am liebsten entlassen hätte. In England glaubt man, daß ein Regenschirm, von einem Theaterneuling auf den Regietisch gelegt, die beste Arbeit ruiniert und das beste Stück umbringen muß.

Vauenfedern: Kann jemand sagen, warum ausgerechnet die Vauenfedern dem Theateraberglauben als Unglückszeichen gilt? Hr. Landolt vom Theatre des Capucines in Paris hatte eine Operette des australischen Robert de Klers beinahe abgelesen, weil Germaine Gallois darin mit einer Vauenfeder geschmückt auftreten sollte. Im Londoner Drury-Lane-Theater wurde im Jahre 1890 eine Darstellerin, die die Juno gab, vom Publikum mit weißen Pfiffen begrüßt, weil ihr ein ausgekosteter, eben sein Rad schlagernder Vau auf einem Nagelchen folgte. Und im Prince of Wales-Theater mußten die Vauenfedern, mit denen die Logen zuerst geschmückt waren, durch Straußenfedern ersetzt werden.

Blissen: Die Blisse aus dem Publikum, die die Unzufriedenheit ausdrücken, sind gewiß unangenehm. Es darf aber auch nicht auf der Bühne geblissen werden. Nicht auf den Proben, nicht aus Langeweile, nicht zur Zerstreuung, weil sonst das Stück durchfällt.

Rauchfanglehrer: Der Rauchfanglehrer, Schornsteinfeger oder Kaminfeger, der auf den Neujahrstagen paradiert, ist für die Theaterleute ein ganz vorzügliches Glückbringer. Als ich im Sommer 1924 vom Balkon meines Ziehler Landhauses eines Morgens auf den Weg blatte, kam eben das Schauspielerpaar Joseph Jarno und Hansi Niese vorbei, die sich zur Probe in das von Jarno geleitete Sommertheater begaben. Auf einmal tauchte vor ihnen ein Rauchfanglehrer auf. Beide grüßten ihn und zogen ihn in ein Gespräch. Ihre ich nicht, so hat Frau Niese aus der ruhigen Bärte auch einige Härchen herausgezogen und in ihrem Retikül verwahrt. Selma Kura, die Primadonna der Wiener Oper, gesteht, es habe kein größeres Glück beim Theater, als wenn man auf dem Wege zur Arbeit einem Rauchfanglehrer begegnet. Als sie einmal nach schwerer Krankheit mit eintem Bange den Bühneneingang der Wiener Oper betrat, stand daneben ein Rauchfanglehrer. Mit einemmal war sie nun beruhigt und eilte froh ins Haus. In ihrer Freude wollte sie umkehren, um dem Glückspröpheten ein Trinkgeld zu geben. Der aber meinte: „Ich bin schon bezahlt.“ Freunde der Künstlerin hatten ihr die artige Aufmerksamkeit bereitet. Um dem vorgenannten Karl Streitmann eins anzutun, veranlaßten seine lieben Kollegen den Kapellmeister, das Lied im zweiten Akt des „Kastelbinder“ um einen ganzen Ton höher spielen zu lassen. Streitmann war aber nicht aus der Fassung zu bringen, trotzdem er etwas Verdächtiges merkte und schwächer sang als sonst. Hinter der Szene von den Verschwörern mit einem Lachen empfangen und über das Attentat aufgeklärt, sagte er: „Jutament, ich bin auf dem Wege ins Theater einem Rauchfanglehrer begegnet, und ihr wart die Gefoppten.“

Spiegel: Ein zerbrochener Spiegel bedeutet Unglück. Im Leben wie im Theater. Damit soll zusammenhängen, daß man in den Pariser Theatern wenigstens früher keinen echten Spiegel in der Ausstattung sah, wenn die Szene auch noch so schlecht gestellt war. Immer war der Spiegel nur gemalt. Besucher der Wiener Theater werden bestätigen, einen echten Spiegel fast nie oder nie auf der Szene gesehen zu haben.

Strid: Dieses gute deutsche Wort darf auf der Bühne nicht fallen, wenn nicht ein Unglück geschehen soll. Daher kommt, daß der Schnürboden eben Schnürboden, nicht Stridboden heißt. Andererseits weiß man, daß der sonst so nüchterne und geschäftstüchtige Direktor Pollini in Hamburg seinen Angestellten Vorwürfe machte, weil sie ihm nicht den Strid gebracht hätten, an dem sich sein Bürtner erhängte. Ein solcher Strid sei ein Glückstalisman, dem an Kraft kein anderer gleichkomme. Das Verlorne tat, was es für den geliebten Direktor tun konnte und brachte ihm ein Stückchen Strid, angeblich vom Todeswerkzeug des Gehetzten, und richtig lag der Talisman bis zum Tod Pollinis in seinem Schreibtisch. Vielleicht war es der Falschheit, das ist Unschicklichkeit des Talismans zuzuschreiben, daß Pollini mit einem anderen Unternehmen kurz vor seinem Tode zusammenbrach.

Zahlen: Vuccinis „Böhme“, die in Rom und Turin zunächst keinen großen Erfolg gehabt hatte, schlug in Palermo durch, wo die Premiere gegen den Willen des ängstlichen Direktors an einem 13. stattfand. Die Zahl 13 wird nämlich am Theater ebenso als glücklich betrachtet wie der Freitag gegen den sonstigen Glauben, ein glückbringender Tag ist. Maximilian Steiner in Wien, der zu

ist die „Niedermans“ von Johann Strauß herausbrachte. Nicht von den Premieren am meisten, die er an einem Freitag ansetzen konnte, der auf den 13. des Monats fiel. Sein Sohn Gabor Steiner desgleichen. Für Direktor Karl Carl, von dem das im Jahre 1847 eröffnete Carltheater in der Wiener Praterstraße seinen Namen hat, waren die Freitage die Glückstage für Unternehmungen jeglicher Art, während sein Kollege von der damaligen Hofoper, Carlo Balochini, nichts an einem Freitag anführen wollte. Im Gegenstand zur Schau des Volkes, am Freitag etwas zu unternehmen, ziehen die Wiener Theaterdirektoren den Freitag als Premiertag allen anderen vor. Allerdings spielt dabei weniger der Aberglaube als die kühle geschäftliche Ermägung die Hauptrolle. Eine Erstaufführung am Freitag bedeutet nämlich wenigstens für den unmittelbar darauffolgenden Samstag und Sonntag, im ganzen also für drei Abende, ausverkauft Häuser.

Wie vielsagend die heilige Sieben Franz Molnar ist, wurde schon erzählt. Dagegen erwartete Herr Griffler vom Ambigu-Theater in Paris von der Zahl sieben alles mögliche Unheil. So oft in einem der bei ihm aufgeführten Stücke eine Sieben vorkam, mußten die Schauspieler dafür sechs einhalb sagen. Eine eigene Zahlentabelle stellte sich der Direktor des Thalia-Theaters und des neuen Operetten-Theaters in Berlin, Jean Kren, auf. Zufallsgemäß begann er seine Tätigkeit am 9. 9. 1909, und der Erfolg gab ihm recht. Auch auf den Höhen der Kunst läßt der Aberglaube seine Schleiern wallen. Das Reich der Burgtheaterdirektoren seit Eröffnung des neuen Hauses am 14. Oktober 1888 führt der Aberglaube darauf zurück, daß in der ersten Vorstellung — man gab „Wallensteins Lager“ — die ersten Worte, die auf der Szene gehört wurden, wörtlich lauteten: „Vater, es wird nicht gut ausgehen!“. Andererseits ist der letzte Direktor in der kurzlebigen Reihe der 13. Herrlich der 13. mußte nach dem Theateraberglauben Glück haben und von Feinden sein. Das Theater soll der Schönheit, soll der Wahrheit dienen. Eigentlich ist es nicht zu verwundern, daß mit dem Theater der Aberglaube untrennbar verbunden ist, denn schon Platon sagt in dem „Neuen Propheten“:

„Stets liegt, wo das Banner der Wahrheit wallt,  
Der Aberglaube im Hinterhalt.“

Dr. E. M. Kronfeld.

## Neue Bücher

### Kalender.

„Dürer-Kalender für Kultur und Kunst“. 13. Jahr 1925. Herausgegeben vom Deutschen Kulturarchiv durch Karl Mauser. (Dürer-Verlag, Berlin-Zehlendorf.) Der neue Dürer-Kalender für 1925, den Karl Mauser „nach geographischen Bedingungen im alten Umfange“ erscheinen läßt, bedeutet eine festgeprägte Einheit, die kein willkürliches Zerstückeln duldet. Ein weiter und doch sehr fester Sinn für geistige Werte, ein erlebter bildnerischer und dichterischer Geschmack hat hier mit Glück gewaltet: Blatt um Blatt liegt klar, planvoll und doch nicht lehrhaft zu einem erstaunlich reichen und tiefgründigen Gesamtbild deutschen Geistes. Wer hat am Morgen, vor des Tages Hast und Plage, eine Feier-Bierstunde wünscht, deren reicher, stiller Ton das ganze Launen beiseite, mache sich diesen Dürer-Kalender zu eigen!

„Bareys Jagdkalender für 1925“. Ein Abreißkalender für Jäger. (Verlag von Paul Barey in Berlin SW. 11.) Der Jagdverlag Paul Barey in Berlin bringt erstmalig einen Abreißkalender für Jäger in schöner, künstlerischer Ausstattung heraus, der den Beifall jedes Weidmannes finden muß. Die namhaftesten Jagdmaler sind darin mit einer Auswahl ihrer besten Bilder vertreten. Die schönsten Bilder sind in bester, teilweise in Vierfarb-Reprouktionstechnik wiedergegeben und entsüden jedes Jägergutes. Der Text ist unterhaltend und belehrend wichtige Rathschläge für das Weidmannsjaht.

„Der Musiker-Kalender“ (Hesse & Stern) für 1925. Verlag von Max Hesse, Berlin W. 15. Ist erschienen. In unheimlicher Fülle ist der jetzige 47. Jahrgang angeschwollen. Das ungeheure Material dieses Nachschlagewerkes macht schon zwei Bände nötig. — wozu noch der „Schreib-Kalender“ hinzutritt. Die Anordnung des Stoffes blieb die bewährte: Alles ist übersichtlich und leicht auffindbar geordnet. Erwähnt sei, daß unter den „konzertierenden Sängern“ allein an 500 Sopransängerinnen figurieren! Andere Dirigenten haben also die Auswahl. Außer den deutschen Städten — mit Angabe aller darin hausenden Dirigenten, Orchester, Musikvereine, Handlungen und Musikern — sind auch die Musikstädte von Österreich, Tschecho-Slowakei, Polen, Ungarn, Rumänien, Schweiz, Niederlande, Dänemark, Schweden und Norwegen, Spanien und Portugal und sogar die Hauptstädte von Nord- und Südamerika verzeichnet.

„Der Eisenerne Stein“. Jahrbuch 1925. (Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.) Der Buchverlag der Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H. gibt in seinem Jahrbuch für 1925, das wiederum unter dem Titel „Der Eisenerne Stein“ erschienen ist, ein umfassendes Bild seiner reichen Verlagsstätigkeit und seines erweiterten Autorenkreises. Klangovolle Namen wie Hugo Breuß, Erik v. Urub, Friedr. v. Beyer,

Alfons Baquet, René Schidse, Staatssekretär a. D. Beyer, Alfred Habre-Luce, Harry Graf Kehler, Professor Franz Oppenheimer, Georg Bernhard, Osibowski, Leo Frobenius, Ernst Lissauer usw., zeigen, daß der Qualitäts-Sinn, der die Ausstattung des mit neun Bildtafeln bestimmten Bandes bestimmte, sich auch auf die Auswahl der Mitarbeiter erstreckte.

„Auf Reisen“. Ein Ferienbuch. Von Geheimrat Professor Dr. Th. Vitz. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Auf Vitz' großartiger Kulturdarstellungen und Charakterzeichnungen der griechischen und römischen Welt folgen hier, gleichsam zur Ausspannung und Entladung, Erzählungen, Gedichte, Skizzen, die uns seine erstaunliche Vielseitigkeit und die künstlerische Gabe bewundern lassen. Ein solches Buch der Ruhe ist dieses Ferienbuch. Es ist der Niederschlag von Eindrücken und Eindrücken, die Vitz auf seinen Reisen im In- und Auslande gesammelt hat. Alles und Modernes, wie der Zufall sie hat, schwärmerisch und feierlich, heiter, lustig, ironisch, übermütig. Da wird geplaudert über Bildkunst, Konzerte, Oper und Ballett in buntem Wechsel, aber stets geistreich und unterhaltend. Die feinsinnige Gabe wird bei der Gemeinde der Vitz-Freunde und Verehrer dankbar Aufnahme finden.

„Wilhelm von Scholz: Die Häuser“. Gedichte. (Walter Fieders Verlag, Stuttgart.) Der neueste Gedichtband Scholzens, „Die Häuser“ betitelt, der voriges Jahr als ein nur wenigen zugänglicher und jetzt nur noch in wenigen Exemplaren vorhandener Vorratsschub erschienen, ist nunmehr auch in einer billigen, jedoch mit aller Liebe und künstlerischem Verständnis ausgestatteten Ausgabe zu haben.

„Dora Hobsfeld: Meerland-Menschen“. Grenzroman. (S. B. Bachem, Verlagsbuchhandlung, Köln am Rhein.) Dora Hobsfeld schildert in ihrem Grenzroman „Meerland-Menschen“ auf Grund tatsächlicher Geschehnisse Menschen und Schicksale in künstlerischer Gestalt. Der Roman spielt im Jahre 1920 im Ostseegebiet zwischen Pommerellen und der Pommerischen Seenzelle, an der Grenze von Neu-Volen.

„Claude Anet: Ariane“. Ein russisches Mädchen. Autorisierte Übertragung aus dem Französischen von Georg Schwarz. (Paul Molnar Verlag, Berlin SW. 68.) Mit hinreichend lebenswichtigen und geistvoller Laune ist die Charakteristik Arianes, des unerschrockenen Mädchens, psychologisch durchgeführt. Sie, die aus Anstalt sowohl vor ihren eigenen Gefühlen als vor der Demütigung dem Geliebten gegenüber ihre Liebe verbirgt, täuscht mit schauerlicher Größe eine Vergangenheit zahlloser Abenteuer vor, um endlich liegend und besiegt den Weg in ihre tiefere Welkenheit zu finden. Ein farbiges Buch voll köstlicher Spannung, mit überaus starker Rührkraft in der Durchführung des Themas, der Triumph der Liebe über den Intellekt, geschildert.

„Die Babcockschen Spielregeln für Mad Jonaa, die in Amerika innerhalb kurzer Zeit in 10 Auflagen erschienen sind, sind nun auch in deutscher Sprache bei der Kesselringischen Hofbuchhandlung, Verlag Frankfurt a. M., erschienen. Die Babcockschen Spielregeln sind das ausführlichste Regelbuch für Mad Jonaa in deutscher Sprache. Alle in dem Spiel vorkommenden Unregelmäßigkeiten und alle Möglichkeiten, die dem Anfänger Schwierigkeiten bieten könnten, sind berücksichtigt und an Hand von übersichtlichen Abbildungen erläutert. Die Grundregeln sind klar und deutlich zu finden; der Spieler wird dadurch in die Lage versetzt, das Spiel richtig zu spielen und alle eventuelle Unstimmigkeiten beim Spiel zu überbrücken.

„Von schönen Rechenstunden“. Von A. Gerlach. Erster Band. Siebente verbesserte Auflage. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Seit der Gedanke der Arbeitschule sich stetig Bahn gebrochen, gewinnen die Gerlach'schen Reformvorschlüsse für den Rechenunterricht ständig an Ausdehnung. Gerlach legt den Schwerpunkt des Rechenunterrichts von den äußerlichen Lehrplanforderungen hinweg in den Schüler, sucht von ihm die Bedingungen des Unterrichts zu erfahren und gestaltet diesen nach Möglichkeit interessant und gemeinbildend. Die neue Auflage weist zahlreiche Verbesserungen auf. Kein Lehrer wird das Buch ohne nachschaffenden Gewinn für seine Praxis lesen, einer Praxis, die selbst dem als troden verdrungen Rechenbetrieb zu wahrhaft „schönen“ Stunden hilft.

„Island-Saga“. Musiktragödie in drei Akten von Georg Boller. (Verlag von Th. Fritzsche, Berlin W.) und gibt ein möglichst klares Bild des tief-ernsten, poetisch empfundenen Werkes. Es ist eine neue Behandlung des alten Enoch-Arden-Stoffes, doch mit düsterem, durchaus tragischem Ausgange. Die Oper wird in München am 14. Januar zur Uraufführung gelangen. Man darf auf die Wirkung gespannt sein. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß kürzlich eine Oper „Gudrun auf Island“ von dem dänischen Komponisten B. Alnau in Kopenhagen aufgeführt wurde; den Berichten nach eine neue Behandlung des alten Enoch-Arden-Stoffes, doch mit düsterem, durchaus tragischem Ausgange. Diese „Gudrun“-Oper ist identisch mit der Oper „Klartan und Gudrun“ von Alnau, welche bereits 1918 in Mannheim aufgeführt wurde, und die jetzt also mit dem besonderen Hinweis auf Island — als „Gudrun auf Island“ wieder aufgeführt ist. Kurz vor der Vollendung des „Island-Saga“. Wertvoller Fall. O. D.